

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Eine Adolf Frey-Biographie
Autor: Rychner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

du déterminisme et néglige celle de la liberté. Tous les grands renouvellements de l'humanité sont dûs à l'entrée en action d'un facteur *nouveau*, imprévu, surgi du fonds moral et mystérieux de l'âme libre. Dans cette libération progressive de l'humanité, la France a sa part très grande, qui lui vaut à tout jamais notre gratitude, qui lui a valu en 1914 l'appui moral du monde entier. Et ceux-là trahissent la France qui voudraient aujourd'hui lui faire oublier et renier sa mission libératrice. Cette mission, elle est dans la Société des Nations, et non point ailleurs.

LAUSANNE

E. BOVET



EINE ADOLF FREY-BIOGRAPHIE

Drei Jahre sind es her, dass uns Adolf Frey verließ. Heute wird im ersten Band der Biographie von Lina Frey, seiner Gattin, eine solche Fülle aus seinem inneren und äußeren Lebenslauf hingeschüttet, wie es wohl nie wieder ein Nachgestalter und Deuter dieses Erdewallens könnte und können wollte.¹⁾ Es ist ein Buch, dem man eine gerührte Dankbarkeit nicht versagen darf; denn rührend ist, wie das von Verehrung und Liebe erfüllte Herz der Verfasserin in vollen Wogen überbortet. Da es aber für den Dichter in wissenschaftlicher Form Zeugnis ablegt, ist es nicht zu umgehen, neben den ausschließlich gefühlsbetonten Seiten auch die anderen kritisch zu würdigen.

Nicht nur ein übervolles Herz hat hier seine Schleusen geöffnet: ein ebenso reiches Gedächtnis und eine Menge von Briefmaterial ergoss sich in diesen Stausee. So ergab sich ein erster Teil, der so umfänglich ist wie das C. F. Meyer-Buch Adolf Freys! Wir dürfen uns also auf den doppelten Umfang des Ganzen gefasst machen. Wie Adolf Frey im Vorwort zu seinem *Conrad Ferdinand Meyer* schrieb: „mich lockte die Zeichnung der realen Welt und der sicheren Vorgänge“, so hätte Lina Frey ihr Vorhaben charakterisieren können, denn auch ihre Zeichnung geht vom Realen aus und gibt es in einer so detaillierten Art wieder, dass man an Bilder von Altdorfer sich erinnern könnte, wo an tausend Streichern jede Harnischniete mit einem einhaarigen Pinsel hingesezt scheint. Aber dort werden sie wenigstens nur als Niete behandelt, ihrer gänzlich subalternen Funktion angemessen; in der Frey-Biographie wird zuweilen der Blick so lang auf das Kleine, das anekdotisch neben der eigentlichen Komposition sich Hinschlingende gewaltsam gelenkt, bis er ermüdet und bloß noch die Niete sieht, nicht mehr den ganzen Kämpfer. Der Umstand, dass die Verfasserin von Frey soviel wusste wie niemand sonst, hat sie „an so gedrängter Kürze gehindert, wie sie vielleicht fernerstehenden Lesern willkommen wäre“; so sagt sie selber. Hat sie also bewusst und vorsätzlich auf die größere Anteilnahme der Fernstehenden verzichtet und für den begrenzten Kreis der Nahestehenden geschrieben? Das wäre schade; der Nahestehenden und ihrer Verehrung ist der

¹⁾ *Adolf Frey. Sein Leben und Schaffen.* Erzählt von Lina Frey. H. Haessel Verlag, Leipzig 1923.

Tote sicher, aber Fernerstehende ihm näher zu bringen, könnte selbst seine Berühmtheit ertragen. Wird eine Persönlichkeit dadurch schon kanonisiert, dass man, ihre Bedeutsamkeit von vornherein als unbezweifelt festsetzend, ihr tägliches Walten und Wandeln und Räuspern erzählt? „Erzählt“ nennt Lina Frey ihr Buch, und weil es das wirklich ist, kommen einem manche Partien zu mündlich vor. Adolf Frey hat vom Detail nie anders gesprochen als vom „charakteristischen Detail“. Er hat es auch erwerben müssen, um es zu besitzen: in seiner Gaudenz von Salis-Biographie wurde noch Einzelzügen die Ehre der Aufnahme erwiesen, welche das schmückende Beiwort kaum verdienen. Denn dass Salis an diesem oder jenem 5. April vom Pferde flog; Mitteilungen wie: „Den zehnten Mai vertritt er abends um neun Uhr von Wallenstadt, kam morgens um drei in Malans an, schlich sich still zur hinteren Tür herein und legte sich dann bis um 11 Uhr schlafen“ — solche Mitteilungen sind in ihrem Wert, vorsichtig und leise gesprochen, recht problematisch für uns, so fesselnd sie für die Zeitgenossen einer literarhistorischen Methode waren, die sich das faustische Wissen erwarb, mit wie viel Taschentüchern Goethe nach Italien zog. Selbst in einem vollen Menschenleben gibt es leere Stellen, und wenn man da hineingreift, ist's wenig interessant. Es ist für die Fernerstehenden von eingeschränktem Belang, in welchem Jahr der Familie Jakob Frey ein Dienstmädchen fehlte, sodass die Söhne wacker an die Hand gehen mussten; man belastet sich nur ungern das Gedächtnis mit der Tatsache, dass Adolf Frey für den Winter 1876/77 dreiundzwanzig Kollegstunden vorgesehen hatte und zwar 2 Stunden Epigraphik und 3 Stunden Pausanias bei Hagen ... usw. In Leipzig aber wohnte Frey Emilienstrasse 5 und war mit dem Quartier „durchaus zufrieden“, in Berlin jedoch fand er Königin Augustastrasse 19, III, ein kleines Zimmer, „das ihm behagte“: solche Minuzien werden von der Lebensspule eines Mannes gewickelt, dessen freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens dem Geist verpflichtet war. Wie leicht könnte sich bei ähnlichen Stellen selbst ein Gutgewillter das böse Wort über die Philologie einfallen lassen, dass sie „die Wissenschaft des Nichtwissenswerten“ sei! Vielleicht würde er sich der Ketzerei schuldig machen und man hielte ihm das gleiche Lob über dieses Buch entgegen, das A. Frey für seine Hallerstudie von C. F. Meyer einkassieren durfte, der seinem Wohlgefallen an der „soliden und substanzialen Arbeit“ brieflichen Ausdruck lieh.

Das Substanziale. Es genoss einst ein Ansehen in der Literaturhistorie, das über seine Bedeutung hinausging. Heute ist es tief erniedrigt und tut Lakaiendienste, selbst bei Naturen dritten Ranges, die es nicht zu kommandieren verstehen. Bei Adolf Frey wäre ein Monstrum entstanden, hätte sich ein allzu moderner Adept mit „innerer Schau“ oder solchen Apparaten an ihn gemacht, um durch einen ungeheuren Vergeistigungsprozess ein abstraktes Schemen aus dem zu gewinnen, was ein vorbildliches blühendes Menschenleben war. Es ginge bei einem so sinnhaft begabten Dichter nicht an, die Persönlichkeit in einer Weise zu mythisieren, durch die ihre Größe dem Irdischen und seinen Gebundenheiten entrückt und ins Ewige übertrieben würden. Die stark stoffliche Orientierung seiner Lebensgeschichte war also ebenfalls durch sein Wesen, nicht nur das seiner Biographie bestimmt; die Geschichte seines Geistes musste von seinem Wandeln auf der Erde her begriffen werden. Der Zauber dieser Persönlichkeit strömte aus ihrer gesamten menschlichen Haltung, in einzelnen Äußerungen ist er oft kaum herauszuspüren; darum ist es müßig, jedem von Frey erhaltenen Satz eine Wichtigkeit beizulegen, die in ihrer Wirkung es gutenfalls zur Komik bringt. Wenn eine Briefstelle hergesetzt wird, sollte von

ihr ein Hauch des *Geistes* ausgehen, und zwar müsste diesem Begriff eine ziemlich strenge Fassung eignen. Ein geistiges Profil wird jämmerlich verwischt, wenn wir Äußerungen vernehmen müssen, die seiner Prägung nicht bloß nichts Charakteristisches hinzufügen, sondern, seiner kaum würdig, banale Züge ausziehen und verdeutlichen. Und solche Briefzitate, von denen wir ohne großen Verlust an Bewunderung vergessen könnten, dass sie zufällig von Adolf Frey sind, gibt es in diesem Buch. Es gibt sie in reichlicher, in erstaunlicher, nahezu in ungeahnter Fülle. Ein leichtes Aufatmen erhebt den fernerstehenden Leser bei der Stelle, die besagt, beim Umzug von Aarau nach Zürich seien ganze Waschkörbe mit Briefen verbrannt worden, an deren späteren biographischen Wert damals nicht gedacht wurde. Da wird erzählt, Frey habe an einem Komers teilgenommen, der bis 3 Uhr morgens dauerte. Maibowle letzte die Kehlen. Und nun muss die Quelle her, die Briefstelle in Anführungszeichen, denn Adolf Frey schrieb darüber den Satz: „Es war ein gutes Tränklein und Avenarius hielt einen witzigen Toast dabei“. In einem Brief vom 3. IV. 76 steht: „... Dazu hat mir der Doktor jedes Sprechen während des Bummelns untersagt und Solobummel verordnet.“ In einem anderen: „Um zuerst auf die Murtenfeier zu kommen, so war ich in Murten. Der Zug war prachtvoll und hat manchen bekehrt, der zuerst gleichgültig dagegen war oder gar die Nase gerümpft hat. Unter diese Leute gehört auch ... Gottfried Keller, Staatschreiber des Kanton Zürich ... Ein solches Fest resp. einen solchen historisch getreuen Zug hat die Welt noch nie gesehen ... der Zug ist ein Unikum ... Nur der Ungebildete kann darin weiter nichts als eine Maskerade erblicken ...“ Und so noch manches Mal. Die Stellen sollen nicht gehäuft werden; sie würden Adolf Frey in den Augen der Fernerstehenden verkleinern. Der Wert solcher Mitteilungen soll nicht geleugnet werden; aber er besteht vor allem für die Familienangehörigen, die sie mit dem ganzen Nimbus ihrer Erinnerungen umgeben können. Für sie mag ein solches Zitat nur Stichwort sein, das eine Reihe der schönsten Assoziationen im Gedächtnis weckt; für den objektiven Leser sind es Worte, denen er vergeblich eine singuläre Bedeutung beizulegen sich bestrebt. Die Diskrepanz zwischen der Bedeutung des Menschen Frey und der Bedeutungslosigkeit derartiger Brieffragmente wirkt befremdend und gefährdet ernstlich die so offenbar besten Absichten der Verfasserin.

Es ist schwer, die Grenze innezuhalten, welche das Wissenswürdige vom Nichtwissenswerten trennt. Ungedrucktes Material ist nicht von vornherein interessant; begreiflich ist jedoch die Lockung für die Biographin, aus den Schubladen Dinge herzuzaubern, die *ihr* Köstlichkeiten bedeuten. Auch die eigenen Briefe an ihre Familie gibt sie in häufigen Auszügen zum besten. Dadurch erhält nun das Buch auf große Strecken das Gepräge eines Privatdruckes. Warum nicht einfach, wo es nötig scheinen mochte, ihren Inhalt darstellend verarbeiten? Welche Liebesmüh, all die Dokumente und Dokumentlein so zierlich zu ordnen und darzubieten, auch wenn damit kaum etwas anderes ausgesagt wird, als dass sie tatsächlich vorhanden sind! Wäre es ein großer Verlust, wenn die erinnerungstrunkene Erzählerlust der Autorin sich gehemmter hätte entfalten müssen? Wenn solche Stellen ganz einfach fehlten, wie Seite 286: „Wir ließen uns, berichtete Lina Frey, dorthin über die schöne Piazza Quirinale und die Passegiata Margarita führen, eine entzückende Fahrt vorbei an dem Garibaldidenkmal mit seinen leidenschaftlichen, vortrefflich aufgebauten Kämpfergruppen und dem unvergesslichen Blick auf die ewige Roma, deren ganze Größe und Herrlichkeit einem dabei aufgeht ...“ Wäre es ein großer Verlust? Das Zitat ist immerhin einem authentischen Dokument ent-

nommen. Aber die meisten stellen an ein Dokument den unbescheidenen Anspruch, nicht nur zu existieren, sondern vom Innern des dargestellten Helden so Wesentliches in wesentlicher Prägung zu vermitteln, dass die Nachgestaltung der Persönlichkeit ihm durch Notwendigkeit verbunden, von ihm abhängig ist. Es soll Träger und Kündler des Schicksals sein; und wenn es in epischem Tonfall von Begebenheiten berichtet, bleibt es einzig wertvoll, falls es mehr ist als ein zufälliger Zuwachs der Summe einer äußerlich beobachteten Existenz. Wo spürt man bei der tüchtigen Schilderung der italienischen Reise einen Hauch vom Geiste Adolf Freys? Wir erfahren jeden Ort, den er betrat; einmal wurde es seiner Begleiterin übel. Seine einzige schriftliche Äußerung über die Reise lautet, man müsste schon ein ganzes Buch schreiben, um solchen Eindrücken gerecht zu werden. Er hat es nicht getan; man sollte mit Vorsicht darüber öffentlich sprechen, da sich ein mit deutscher Literatur Bekannter nur mit Nebengedanken und Erinnerungen an die Lektüre derartiger Italien-Kapitel macht. Der Hunger des Lesers nach dem Ausdruck eines Erlebnisses wird durch freundlich Anekdotisches nicht befriedigt; sonderlich nicht, wenn sich von der allzu sachte pointierten Anekdote nicht einmal ein Ausblick eröffnet auf eine Seele, der in einem ihrer orphischen Momente die Erkenntnis „Dunkel klingen meine Lieder“ selber zu einem unvergesslichen Lied erwuchs. Liest man in dem Buch und lässt es dann ermüdet aus den Händen sinken, so mag einem der Brief Haessels einfallen, in dem er C. F. Meyer mitteilte, er bedaure am *Jenatsch* „die große Knappheit des Stils, die namentlich die Frauen abschrecke“. Ohne gerade für taciteische Kürze zu plädieren, regen sich doch allerlei Wünsche ungefähr nach dieser Richtung. Denn allzu mangelnde Knappheit gewinnt die Frauen von heute noch lange nicht und schreckt sicherlich die Männer ab. —

Große Abschnitte befassen sich mit dem *Werk* Adolf Freys. Erste Versuche des jungen Studenten werden liebevoller Betrachtung gewürdigt und das allmähliche Wachsen mit den höhern Zwecken wachsam verfolgt. Auf diesem Gebiet war ja schon mancherlei vorgearbeitet; es sei nur an Fritz Enderlins Schrift erinnert *Adolf Frey, Ein Kunsterlebnis*, und an das *Adolf Frey-Buch*, welches C. F. Wiegand 1920 herausgab. Enderlins Buch, 1913 erschienen, ist eine beschwingte Apologie des Meisters, den er unhistorisch, vergleichlos hinnimmt als einen Großen, dessen Werk allein die Maße entnommen werden dürfen, mit denen man ihm naht. Auch für die Biographin Lina Frey kommen kritische Methoden ihrer Natur gemäß nicht zur Anwendung. Konsequenter sieht sie in jeder Zeile Freys die Klaue eines Löwen, selbst da, wo es unserem Auge dazu an der nötigen Schärfe gebricht. Es mögen nur ein paar Beispiele aus den angeführten „Motiven“ entnommen werden; Frey hatte sich für das eigene Schaffen den Begriff des poetischen Motivs in vollendeter Weise dienstbar gemacht. In der Biographie heißt es: „Außerordentlich ergiebig war das Jahr 1874, das annähernd vierhundert Stoffe und Ideen eintrug.“ Einige Proben:

„Der Seele demantne Tore schließen sich; der Schlaf kommt. Aber drinnen spiegeln sich noch viel schöne Bilder.“

„Ich muss den Liebesboten machen — nehmt Euch in acht! Ich bin keine Telegraphenstange, die nicht weiß, was sie verkündet.“

„Lied der Soldaten an ihren Führer: Heil dir, Held, wir folgen dir bis an der Sonne goldnes Tor.“

„Wenn die Melancholie wie ein dunkler Traum durch die dämmernden Tale zieht.“

Das sind Motive. An einem Tag notierte sich Adolf Frey zuweilen ein ganzes Bündel solcher Einfälle, in denen er die Urzelle zu Dichtungen ehrte. Wir müssen heutzutage schon in vielen Fällen zu dem goethischen Rezept greifen: Legt ihr's nicht aus, so legt was unter, um einigen Glauben an den dichterischen Kraftgehalt derartiger persönlicher Glossen uns zu bewahren. Sie mögen dem kastalischen Quell entfließen sein, aber es sind nur Tropfen. Ist das ungerecht gesprochen? Vielleicht. Die Generation Adolf Freys war auf das Motiv eingeschworen, sie spürte Motive in Dichtungen auf und verfolgte sie historisch durch den Wandel von Jahrhunderten. Heute flattert auf den Bannern der Literaturgeschichte ein anderer Begriff: die Idee; und von Dilthey, den Frey beschwieg, ging der belebende Strom auf die nachfolgenden Generationen über. Von den Dichtungen Freys sagt Robert Faesi, sie „entbehren der Ideen in auffälligem Maße.“ Wird dieser Mangel durch alle visuellen Vorzüge dieser Dichtung gänzlich wettgemacht? Die Entscheidung liegt bei denen, die heute neue Pfade zu der Literatur von morgen suchen, und um die heilige Flamme in ihrem Herzen nicht verlöschen zu lassen Aufschwung und Befruerung bei der Literatur von gestern zu finden hoffen. Zu welchen Dichtern greift diese durstige Jugend? Man frage sie!

Hat die Adolf Frey-Literatur in gewichtigeren Kundgebungen einen sympathisch panegyrischen Einschlag, so sind doch ebenfalls schon Versuche da, die sich vor der schwierigen Aufgabe *kritischer* Wertung nicht scheuen. Und nicht zu scheuen brauchten; man nehme den Aufsatz Robert Faesis „Adolf Freys Lebenswerk“ in dem Buch *Gestalten und Wandlungen schweizerischer Dichtung*, dessen Verfasser man die genaue Kennerschaft Freys mit Fug nicht absprechen kann. In diesem Essay wurde gewagt, allerlei Nägel auf den Kopf zu treffen; man wird da nicht geblendet, weil uns jemand nichts anderes zeigte als unendliche Lichtseiten, die Lichtseiten werden durch das erprobte Kunstmittel des Kontrastes aber vielleicht wirkungsvoller hervorgehoben. Lina Frey findet in dem Abschnitt, wo sie noch einmal gesondert die Persönlichkeit charakterisiert, als einzige Möglichkeit des Vergleiches mit einem Dichter nur den einen: Goethe. Gottfried Keller hat Gotthelf den Homer der Bauern genannt; berechtigt das schon, die Grundzüge Adolf Freys an Goethe zu erläutern? Womit müssten dann Keller und C. F. Meyer in Parallele gesetzt werden? Wohl ihnen, sie gingen leer aus! Vielleicht sollte diese Bezugsetzung mit dem Größten der Großen das Zeitlose oder Unzeitgemäße Freys betonen. Schon Fritz Enderlin hat seinen Beitrag im *Adolf Frey-Buch* betitelt: „Der unzeitgemäße Adolf Frey“, worin er den Dichter in seiner Domäne schildert, die fernab von Zeitproblemen liegt. Er hat aber tapfer das Wort „Begrenzung“ gewagt. Hören wir erst die menschliche und künstlerische Größe Freys von seiner Gattin erfasst: „Wie Goethe steht er, die Synthese alles Seins innig empfindend, allem Erfahren, aller Anschauung ohne vorgefasste Theorie, ohne Kategorienschemata, ohne transzendente Axiome gegenüber: er hat für lebendige Natur brüderliche Liebe, für die menschliche Seele einführende Intuition (der Biograph!), für ihre unbewussten Manifestationen (Graphologie!) angeborenes Sensorium, für die Eigenherrlichkeit der Künste (Malerei, Musik!) Empfindung und scharfsinniges Erfassen ihrer organischen Triebe und Grenzen.“ Alles aufs Wort wahr, nur Goethe ist hier überflüssig. Für andere Vergleiche stehen ja noch Türen offen; Robert Faesi wusste es. Er hat die andere Seite des Problems der Unzeitgemäßheit ins Auge gefasst und supplementiert die positive Fassung Enderlins: „Ja selbst die kulturellen und künstlerischen Eigenwerte der Modernen sind an Frey lautlos abgeglitten.“

Albrecht von Haller glaubt man eher aus seinen Versen herauszuhören als irgendeinen Zeitgenossen . . .“ Nicht jeder denkt also gleich an Goethe, wenn er sich in Freys Lebenswerk vertieft, und das schadet diesem Werk so wenig, wie es uns Zeitgenossen kräftig hilft. Noch ein Passus sei zu sorglicher Überlegung hergesetzt, es ist wieder Faesi der schreibt: „So manche poetische Einzel- und Eigenwerte Adolf Frey ans Licht hob, so seltsam neu in seiner Natur Kellersche und Meyersche Elemente gemischt liegen, es fehlt das Grundelement aus einer anderen Sphäre, das er ihnen entgegensetzen hätte. Er ist ein würdiger und sicherer Fortsetzer, ein Ausbauer und Auswerter, nicht ein Neutöner und Anreger; seine Kunst trägt einseitig konservatives Gepräge.“ Das ist aus dem Zusammenhang herausgehoben und macht so einen strengeren Eindruck als eingebettet in die Gesamtbetrachtung. Indessen es sind Worte die — so ist die Rache, welche der Zeitgeist an den Unzeitgemäßen nimmt! — in der Luft unserer Tage lagen, und so mussten sie wohl einmal gesagt werden. Dass sie nicht in der Biographie stehen, ist begreiflich, doch ist zu bemerken, dass eine solche Biographie nicht *das* Bild ihrer Heldenfigur durchsetzt! Sondern — und das ist eine gewisse Tragik, der kein Unzeitgemäßer entrinnt — jede Epoche wird sich auch von Frey ihr eigenes Bild machen, nach ihren Bedürfnissen; allerdings auf der Grundlage der Biographie und der Werke dessen, den viele ihren Meister nennen dürfen. Die ihn aber so nennen — in ihren Händen reihen sich die Goldkörner dieser Lebenserzählung zu einer Kette hohen Wertes; und wer erst vor allzuviel irdischem Staub erschrickt, der möge als ein wahrer Schatzgräber der Wünschelrute seines Gemütes vertrauen, die ihm „Tiefe, Glanz und Stärke“ einer Persönlichkeit aufweist, wo ihn die Mühsale des Suchens erst zu enttäuschen schienen.

ZÜRICH

MAX RYCHNER



ETUDE SUR HODLER

Bei der vorliegenden Hodlerstudie wendet sich das Interesse vom Gegenstand der Darstellung auf die französische Autorin, die mit erstaunlicher Einfühlungskraft in die Welt Hodlers drang und mit fremder, darum doppelt wacher Sensibilität neue Gegenden darin zu erschauen vermochte. Was an Hodler typisch schweizerisch ist, glauben wir zu wissen, und doch werden wir von Nichtschweizern immer wieder auf Nuancen aufmerksam gemacht, die uns kaum noch bewusst sind. Das Urteil so verständnisgewillter Kritiker mag denen wertvoll sein, die es als Hilfe in der Erkenntnis unseres Wesens zu würdigen verstehen.

D. Red.

Il n'est pas vrai que la Suisse soit romantique, et je regrette que tant d'écrivains et critiques l'aient affligée des ombres de Byron et de Lamartine. La sentimentalité étrangère doit taire son tourment ou l'oublier ici; avant toute comparaison il convient d'apprécier cette terre hospitalière, cette vie individuelle ou collective d'un peuple qui déborde de courtoisie et de scrupules.

Ni misère, ni paysannerie agressive; dans les maisons comme sur le visage des habitants, l'ordre et cette dignité requise pour vivre au pied de montagnes, ou aux bords d'eaux bienfaisantes qui semblent la louange du travail et des pensées mesurées. L'âme doit ici se soumettre à l'excellence des sentiments honnêtes, à l'activité, au labeur; à tout ce qui peut embellir et accroître le bien-être commun; il faut oublier l'air méridional, ses désirs et ses parfums; l'horreur un peu puritaine des égarements et des déséquilibres éloigne la